

Gerhart

Ursprünglich hatte ich vor, Arzt zu werden. Ich kam aus dem Krieg und habe ein Jahr in einem Krankenhaus als Hilfskrankenpfleger gearbeitet. In dieser Zeit ist die Entscheidung gereift, nicht Arzt, sondern Pastor zu werden.

Das hatte unterschiedliche Gründe. Einer war, dass viele, die aus dem Krieg heimkehrten, einen medizinischen Beruf anstrebten, also Medizin fortsetzen oder damit beginnen wollten. Ich habe mich noch für das Herbstsemester 1945 an zwei oder drei Universitäten für das Medizinstudium beworben. Zwei Semester hatte ich ja schon studiert. Ich bekam darauf aber Absagen.

Einen Onkel meiner Frau, einen alten Pastor aus Königsberg, der inzwischen auch in Oldenburg war, habe ich einmal gefragt, ob ich Arzt oder Pastor werden sollte. Das war ein sehr frommer, aber auch lebensnaher Mann. Er sagte „Es steht ein Wort in der Bibel, das heißt: ‚Zeige mir, Gott, deinen Weg, dass ich nach deiner Wahrheit lebe‘“. Man denkt ja, es müsste heißen „zeige mir meinen Weg“ – wie soll er das machen? Er ruft ja nicht an bei mir oder erscheint hier im Zimmer. Der Onkel, der alte Pastor, sagte „du musst auf die Zufälle im Leben achten. Die haben alle eine Bedeutung. Wenn es nicht Medizin sein soll, gibt es vielleicht einen anderen Weg für dich.“

Die nächsten Absagen kamen und es kommt noch hinzu, dass ich keine besonders geschickten Hände habe.

Ich hätte z.B. nie Chirurg werden dürfen. Ich erinnere mich an einen Krankenpfleger in meiner Zeit im Krankenhaus. Wenn der drei Betten gemacht hatte, hatte ich erst anderthalb – der war doppelt so schnell wie ich. Mit den Kranken kam ich gut aus, das war keine Frage. Aber meine Geschicklichkeit ließ zu wünschen übrig.

Auf der chirurgischen Station, auf der ich arbeitete, starben leider auch Menschen. Einige während der Operation, manche danach. Manchmal auch Soldaten, die vom Krieg noch schwer verwundet waren. Wenn jemand zum Sterben kam auf der Station 7 im Evangelischen Krankenhaus, wo ich war, wurde ich oft zum Wachdienst gerufen. Niemand starb dort allein, auch wenn die Patienten keine Angehörigen hatten. Dann bin ich oft dabei geblieben.

Wenn Patienten gestorben waren, wurden sie in die Kellerräume runtergebracht, wo sie aufgebahrt wurden. Oft kamen die Angehörigen schon ins Krankenhaus, um Abschied zu nehmen. Dann hieß es: „Herr Orth, bringen Sie mal die Angehörigen runter.“ Dann standen wir alle unten im Keller, den gibt es heute noch. Manchmal hatten sich die Toten schon verändert.

Wir standen da, manche weinten, manche schrien und einmal habe ich gefragt, ob ich ein Vaterunser beten darf. Das fanden die Angehörigen, glaube ich, ganz gut. Es trat Stille ein. Ich hatte meine alte Kriegsbibel noch, die hatte ich in meinem Kittel, und dann habe ich z.B. den Psalm vom Guten Hirten gesprochen. Ich habe den Psalm vorgelesen und es hat mir auch selber gut getan, dass wir so Abschied genommen haben und dass nicht nur geweint wurde.

Entscheidend war ein Erlebnis im September 1945. Mein kleiner Neffe, der Sohn meiner Halbschwester, verunglückte tödlich. Meine Halbschwester Gertrud war Witwe und lebte mit Sohn und Tochter in der Grafschaft Bentheim. Der kleine Sohn war vier Jahre alt. Er spielte

gemeinsam mit einem Freund auf der Straße. Ein heran-
nahendes Auto hat ihn nicht gesehen und ihn überfahren.
Er hat im Krankenhaus noch einige Stunden gelebt und ist
dann gestorben.

Ich kann mich erinnern, dass ich in der Mittagspause
aus dem Krankenhaus nach Hause fuhr und ein Tele-
gramm kam, in dem stand: „Karl-Hermann sanft entschlaf-
fen, Beerdigung Freitag 16 Uhr.“ Ich bin in einem Güter-
zug dort hin gefahren, ein Personen-, sonst nur Güterwa-
gen. Mit dem bin ich fast einen ganzen Tag unterwegs
gewesen, über Osnabrück und Lingen in die Grafschaft
Bentheim.

Zur Trauerfeier war die Kirche brechend voll und vorne
stand ein Kindersarg. Das sieht man ja, dass da ein ganz
kleiner Mensch drin liegt.

Es sprach ein Pastor, ich glaube in Vertretung, der hat
nicht einmal erwähnt, dass da ein Kind beerdigt wird. Der
hat eine wahrscheinlich schon einmal gehaltene Trauerre-
de, ich muss sagen, abgezogen. Ich war ganz entsetzt
darüber.

Als wir abends allein waren, habe ich zu meiner Schwes-
ter gesagt: „Ich glaube, ich werde Pastor. So kann man das
nicht machen, das ist lieblos und unbarmherzig.“ Dieses
Erlebnis hat zu meinem Entschluss sehr beigetragen, und
ich habe mir gesagt, Mediziner wird es genug geben. Wir
brauchen Pastoren, wir müssen wieder lernen, dass wir
nicht machen können, was wir wollen. Das hatte Hitler ja
getan.

Die Deutschen waren ja größenwahnsinnig. Ich war
kein Nationalsozialist, obwohl ich gerne Jungvolkführer
gewesen bin. Der ganze Größenwahn wurde erst jetzt nach
dem Krieg aufgedeckt. Was wir alles angerichtet hatten!
Das hat mich sehr beschäftigt.

Wir hatten in dieser Zeit einen sehr guten Bischof, Prof.
Dr. Wilhelm Stählin. Der hielt jeden Donnerstagabend

eine theologische Arbeitsgemeinschaft, eine Bibelstunde, im vollen Saal des Gemeindehauses in der Peterstraße. Da saßen hundert Leute. Das habe ich mit sehr wachen Ohren verfolgt und regelmäßig besucht.

Kurz und klein: Eines Tages habe ich mich bei einer Operation geäußert. Da standen wir, der Oberarzt war dabei, die Wunde zuzunähen, und ich sagte „Herr Oberarzt, ich möchte nur sagen, ich werde doch kein Arzt.“

Der antwortete: „Was, du wirst kein Arzt? Sag bloß, du wirst Pastor.“ Der kam vom Land, rustikal, aber herzlich. Dann kamen die Schwestern wieder rein, alles Diakonissen, und er sagte „stellt euch vor, er will Pastor werden, der ist doch ein ganz vernünftiger Kerl.“ Er war vielleicht ein bisschen enttäuscht über meinen Entschluss. „Das will ich dir sagen,“ meinte er, „Pastor ist der unnütze Beruf, den es überhaupt gibt. Die machen es nur mit dem Mund. Was kommt dabei raus? Wenn die Russen kommen, hängen sie die Pastoren zuerst auf.“ Es war aber wohl nicht ganz ernst gemeint, wir haben uns eigentlich gut verstanden.

Ich habe mich beim Bischof gemeldet und mich in die Reihe der Studenten eingereiht, die Theologie studieren wollten – und ich bin dabei geblieben. Das war im Spätherbst 1945. Bis zum April des kommenden Jahres habe ich noch im Krankenhaus gearbeitet.

Ich hatte mich an der Theologischen Schule in Bethel beworben, den Bodelschwingschen Anstalten, bei Bielefeld. Da bekam ich eine Zusage. Im Frühjahr 1946 habe ich mein Studium begonnen. Die Gründe, warum ich vom Medizin- zum Theologiestudium wechselte, habe ich beschrieben. Es waren mehr oder weniger kleine Ereignisse: die Absagen, der Dienst an Sterbenden und die Totenwachen, der Tod meines kleinen Neffen und die enttäuschende Beerdigung.

Drei Semester war ich in Bethel, länger durfte man dort nicht studieren. Der Vorteil war dort, dass wir versorgt

wurden. Es war das Jahr 1946, und Bethel ist weltberühmt. Da war so viel, dass wir jeden Tag satt wurden. Das kam aus Carepaketen und von den Bauern der Umgebung. Wir wurden sonntags mit unserem kleinen Chor, den wir hatten, immer eingeladen. In irgendeinem Gottesdienst haben wir gesungen und wurden von den Bauern anschließend zum Mittagessen eingeladen. Menninghöfen, Spenge, und wie die Orte alle hießen – wir wurden richtig satt. Sonst gab es mittags nach der warmen Mahlzeit immer zwei Scheiben Brot, die mit dünner Marmelade bestrichen waren.

Wir hatten mitbekommen, dass auf dem Bahnhof in Bielefeld viele Vertriebene und Flüchtlinge ankamen. Die saßen dort manchmal die ganze Nacht, weil Sperrstunde war, kauerten auf dem Boden und vertrieben sich die Zeit. Wir haben dort mit der Bahnhofsmision gemeinsam unsere Marmeladenbrote verteilt, die Leute hatten ja Hunger, und eine kleine Andacht gestaltet.

Nur kurz, vielleicht fünf Minuten haben wir gesungen, teilweise mehrstimmig und haben ihnen gesagt: „Wir sind keine Zeugen Jehovas, wir sind Studenten der Theologischen Schule in Bethel“. Einmal hebe ich „gepredigt“.

Ich war froh, dass 20 Mann hinter mir standen. Es hat niemand revoltiert, niemand hat dumme Bemerkungen gemacht wie „halt die Schnauze“ oder so. Das gab es nicht.

Dann haben wir das Brot, das wir uns vom Munde abge-sparrt haben, verteilt, solange der Vorrat reichte und dann mit den Leuten noch geklönt. Teilweise haben wir in einem kleineren Raum der Bahnhofsmision mit den Leuten noch weiter diskutiert, mancher war an Gott und der Welt verzweifelt. Manchmal wurde es dabei sehr spät und wir mussten noch eine halbe Stunde nach Bethel laufen.

In Bethel habe ich im ersten Semester eine Sprache gelernt, die ich noch nicht kannte. Wenn man in Deutschland Theologie studiert und Examen machen will, dann

muss man drei alte Sprachen beherrschen. Latein und Altgriechisch habe ich auf dem humanistischen Gymnasium gelernt. Jetzt musste ich noch Hebräisch lernen, denn das Alte Testament ist in hebräischer Sprache geschrieben. Das ist eine ganz fremde Schrift. Die hebräische Bibel wird auf der letzten Seite aufgeschlagen und die Zeile geht von rechts nach links. Nach einem Semester wurde das sogenannte Hebraicum abgelegt.

Ich war damals erst 22. Es gab Mitstudenten, die waren verheiratet, waren Offiziere gewesen und hatten Familie. Die mussten auch die hebräische Sprache lernen und haben sich sehr gequält. Manche sind von Bethel weggegangen, weil es hieß, in Göttingen sei es leichter. Da sind dann auch Gasthörer hingereist. Ich erinnere mich noch an einen, der Major war bei der Luftwaffe, der hatte große Schwierigkeiten. Sogar der Hebräisch-Lehrer sagte zu ihm „Ich denke, Sie sollten Ihre Anmeldung zum Hebraicum zurückziehen“. Ein halbes Jahr später sagte er: „Ich bin auch zu dieser Ansicht gekommen. Ich habe gestern in Göttingen mein Hebraicum gemacht.“ Da haben wir uns alle gefreut.

Das 2. Semester war für mich etwas eingeschränkt. Jeder Jahrgang hatte einen Senior, einen Sprecher. Bei uns waren 80 Leute im Semester. Neben dem Senior gab es noch den Remtersenior. Der Remter ist der Speiseraum, und der Remtersenior sorgte dafür, dass die Studenten, die über das Wochenende nach Hause fuhren, ihre Lebensmittelkarten bekamen, für Fett, für Zucker und für Fleisch. Die Karten gab man ab, weil wir voll gepflegt wurden.

Aber wenn man nach Hause fuhr, musste man auch da etwas zu essen haben. Man bekam für eine Marke soundso viel Gramm Brot, Margarine usw. Die Marken musste ich zuteilen und auch etwas für gute Stimmung sorgen.

Da hat man mich zum Remtersenior gewählt. Ich habe nicht so viel studiert, wie ich musste, weil ich auch immer

wieder für die Leute da war, aber ich habe es geschafft.

Ich war drei Semester in Bethel. Es wollten viele dort hin, weil es etwas zu essen gab und weil es warm war (die hatten Fernheizung) – aber man war nie allein.

Im ersten Semester habe ich das Zimmer mit drei Kommilitonen geteilt. Wir waren also zu viert, hatten jeder ein Bett, einen Nachttisch und einen kleinen Schrank für die Klamotten. Darüber hinaus gab es natürlich Seminar- und Leseräume.

An eine Kleinigkeit kann ich mich genau erinnern. Ich wusste schon sehr früh, dass meine Freundin meine Frau wird. Ich hatte ein Bild von ihr, ein kleines Passbild, das wollte ich gerne auf meinen Nachttisch stellen. Ich dachte mir, hier hängen überall nur fromme Sprüche, das ist ja furchtbar. Ein Bild aufstellen – das ist hier bestimmt nicht erlaubt.

Ich war noch neu und empfand eine klösterliche Atmosphäre. Aber ich habe mir gedacht, laß' die anderen erst einmal rausgehen – es war gerade Abendbrot – dann stelle ich den Bilderrahmen mit dem Foto meiner Liebsten einfach auf.

Dann bin ich auch zum Essen gegangen, aber nicht gleich wieder aufs Zimmer. Als ich nach einer Stunde zurückkam, hatten die anderen drei auch Mädchenbilder auf dem Nachttisch. Mein Bild war wie ein kleiner Eisbrecher.

Ich hatte in Bethel nie ein eigenes Zimmer für mich. Erst waren wir zu vier Leuten auf einem Zimmer, dann zu dritt und endlich zu zweit. Wir haben viel Spaß gehabt, wir holten da auch bisschen nach, was wir im Krieg versäumt hatten.

Es gibt in Bethel eine Brockensammlung. Da kann man alte Klamotten abgeben. Die werden dort aufgearbeitet und zurechtgemacht, und der Erlös kommt den Anstalten zugute.

Einmal haben wir uns verkleidet, als unser Leiter, Professor Frick, einen Ehrendoktor bekam. Als er nun Ehrendoktor war, haben wir ihn mit einem Handwagen abgeholt und Musik gemacht.

Der Sekretär, der das Büro leitete und sich immer sehr wichtig nahm, dem haben wir mal einen Streich gespielt. Das war schon an der Grenze der Legalität. Wir haben ihm, das war im Sommer 1947, sein ganzes Büro ausgeräumt, alles raus. Außer dem Safe, den konnten wir nicht tragen. Das Telefon haben wir auch drin gelassen. Den Schlüssel bekamen wir über die Hausmutter, die das Haus führte. Die mochte den Sekretär auch nicht leiden.

Wir haben in seinem Büro einen Zoo eingerichtet, haben dort Kaninchen und Hühner ausgesetzt. Die haben wir nachts, im strömenden Regen, hingebacht. Die hatten wir zuvor eingefangen, dabei hat uns die Hausmutter noch geholfen. Nun hatte er selbst auch Kaninchen, die wollten wir da auch laufen lassen, aber wir haben sie nicht aus ihrem Stall rausbekommen. Da haben wir den ganzen Kaninchenstall ausgegraben, das war richtige Schwerstarbeit. Die haben wir ins Büro geschleppt und noch drei kleine Schafe dazu.

Am nächsten Morgen sollte er überrascht werden und kam die Treppe runter. Wir haben den Dozenten, der die Andacht hielt, gebeten, sie etwas kürzer zu machen. Der Sekretär kam aber etwas später, als wir gedacht hatten, weil er schon festgestellt hatte, dass sein Kaninchenstall gestohlen worden war. Er ahnte ja nicht, dass die alle in seinem Büro waren.

Er hat sein Büro aufgeschlossen und ein Gestank kam heraus, vor allen Dingen von den Schafen. Ein Schaf drehte sich auch gerade um, als er herein kam, und ließ in einem Riesenstrahl seinen Urin ab. Er ist gleich wieder raus, hat die Tür zugemacht und abgeschlossen.

Wir wollten das aber alle sehen und haben zwei Leitern

geholt, um da reinzuschauen. Er hat den Direktor geholt. Und wir haben alle gezittert.

Er hat dann die Tür aufgeschlossen und der Direktor sagte: „Ein guuuter“ (er sprach immer so gedehnt), „wenn auch deftiger Semesterscherz. Die Studenten werden das alles wieder saubermachen.“ Für ihn war das damit erledigt.

Wir haben den ganzen Tag geschrubbt, aber der Gestank blieb das ganze Semester. Die Anekdote wird heute noch in Bethel erzählt, obwohl es so lange her ist. ‚Damals die Studenten im Sommersemester 1947‘ – wir waren dabei ...

Der Büroleiter bestand aber darauf, dass wir uns bei ihm entschuldigen. Wir gingen auch alle im schwarzen Anzug dahin, als ob wir zu einer Beerdigung gingen. Mit einer großen Blume haben wir uns dann entschuldigt.